

Was Christsein bedeutet

Von der Erkenntnis, dass Menschen in Frieden miteinander leben können • ROLF BEILHARZ

Die Worte von Jesus in der Bergpredigt, wie sie der Evangelist Matthäus wiedergibt, sind für uns Tempel sehr wichtig, besonders diejenigen in Kapitel 6, Vers 31-33. Vers 33 – *»Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige alles zufallen«* – wurde von den Tempelgründern als Motto für unsere Gemeinschaft ausgewählt, weil es die treffendste Zusammenfassung dessen ist, was Christsein bedeutet.

Im 19. Jahrhundert, als das Leben in unserer europäischen Zivilisation noch stärker von biblischem Denken bestimmt war, fühlten sich die Menschen mit dem Begriff des »Reiches Gottes« weitaus vertrauter. Sie mögen zwar in der Frage, wo und wann dieses Reich Wirklichkeit wird, unterschiedlicher Meinung gewesen sein – vielleicht nach dem Tod oder im Himmel oder vielleicht in der bestehenden Kirche? –, doch man konnte sich sicher gut darüber verständigen, ob die Auffassung von einem Gottesreich wichtig war und was Jesus ursprünglich damit gemeint haben mochte. Im 21. Jahrhundert nehmen viele Menschen Religion nicht mehr ernst. Was möchte die Tempelgesellschaft erreichen, wenn sie das Wort *»Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit«* als die wichtigste Zusammenfassung dessen bezeichnet, was Christsein bedeutet?

Die Gründer der Tempelgesellschaft stellten sehr vernünftige Überlegungen an. Sie fragten, was der Wanderprediger Jesus wohl tatsächlich gesagt haben mochte. Dieser hatte bei allen Menschen, denen er begegnete, einen großen Eindruck hinterlassen. Er lehrte seine Jünger, darum zu beten, dass Gottes Reich kommen und sein Wille *auf Erden* wie im Himmel geschehen möge.

In der Bergpredigt, und an anderen Stellen der Evangelien, finden sich viele Worte Jesu, die beschreiben, mit was *Gottes Reich* verglichen werden kann. Beispiele davon sind: Man kann es mit der Hefe in einem Laib Brot vergleichen, sie ist nur ein kleiner Bestandteil des Teiges, aber sie wirkt im ganzen Brot. Oder: Das Gottesreich wächst so, wie ein kleines Samenkorn zu einer großen Pflanze wird und Schatten und Schutz bietet für viele. Es kann verglichen werden mit einem Ort, an dem Menschen in Frieden leben und sich um das Wohl der Gemeinschaft sorgen statt nur um das eigene Wohlergehen. Solche Menschen folgen der Goldenen Regel und wünschen anderen das gleiche wie sich selbst. Solche Menschen verhalten sich zueinander, wie Gott sich zu ihnen verhält. Es gibt da keine Heuchelei.

Gottes Gerechtigkeit besteht darin, dass man anderen Verständnis und

Vergebung entgegenbringt, statt sie anzuklagen. Die Bereinigung von Zwistigkeiten zwischen Menschen ist wichtiger als ein Opfer an den Altar zu bringen. Wenn dich jemand schlägt, dann lass ihn dich auch ein weiteres Mal schlagen, statt es ihm heimzuzahlen. Und so weiter.

Obwohl es scheint, dass viele dieser Weisungen schwer auszuführen sind, handelt es sich doch um *gewöhnliche Dinge*, die von *gewöhnlichen Menschen* bewirkt werden können, wenn sie nur ernst genug gewollt werden. Der Lohn dafür ist ein zufriedenes, entspanntes Leben in einer Gemeinschaft, in der die Menschen friedlich und ohne Angst vor Terrorismus leben. Wer sagt denn, dass ein so gelebtes Christentum in der heutigen Welt nicht mehr den Bedürfnissen der Zeit entspricht?

Jesus lehrte, dass das Reich Gottes schon gekommen sei, und er lud die Menschen ein, sich in dieses Reich hineinzu ergeben. Das wird an manchen Stellen so ausgedrückt: Kehrt um! Ändert euren Sinn! Und zwar jetzt! Ihr müsst nicht auf ein besonderes Zeichen warten. Die Tempelgründer betrachteten diese Lehre von Jesus als so offenkundig und so eindeutig an uns gewöhnliche Menschen gerichtet, dass wir seine Worte ernst nehmen und danach streben sollten, *im Alltag* so zu leben, wie er es beschrieben hat. Es ist da nichts Übernatürliches oder Besonderes im Spiel, das es erfordern würde, dass wir darauf warten, bis Gott es bewirkt. Gott, der Schöpfer, hat das Uni-

versum geschaffen und unsere Welt und unser Leben darin. Er schuf die Menschen ihm zum Bilde. Die Menschen haben die Fähigkeit erhalten, in Frieden miteinander zu leben. Die Menschen haben einen Verstand. Sie können Verstand und Vernunft dazu gebrauchen, ihr Handeln zu steuern.

Unterscheidet sich diese Aussage des Evangeliums von dem, was wir im 21. Jahrhundert sagen? Das Universum ist immer noch in der Entwicklung. Unser Sonnensystem und unsere Erde sind Teil dieser Entwicklung. Ebenso das Leben auf der Erde. Wir Menschen entwickeln uns als Teil dieses Lebens, genau so wie andere Lebewesen. Die Menschen haben ein Großhirn entwickelt, das sie befähigt, Vernunft zu gebrauchen. Diese Vernunft sagt uns, dass, wenn wir andere gut behandeln und ihnen vergeben, anstatt zurückzuschlagen, der ewige Kreislauf von Rache und Vergeltung durchbrochen wird und damit Harmonie und Frieden einkehren können.

Unglücklicherweise ist es für die Menschen leichter, *selbstsüchtig* zu handeln gemäß jenen Trieben, die wir mit den Tieren gemeinsam haben, und wütend zurückzuschlagen. Doch wenn wir in einer Wut zurückschlagen, wird unser *Gegenüber* zu einem *Gegner*, der wiederum zurückschlägt. Dies geschieht sowohl unter Individuen als auch unter Völkern, wie wir es gegenwärtig gefährlich nahe beobachten können. Wenn die Staaten nicht große diplomatische Anstrengungen unternehmen, besser

miteinander auszukommen, den Standpunkt des Anderen zu verstehen und zu vergeben anstatt zu vergelten, werden wir schnell in einen Krieg schlittern. Es hat, seit wir leben, in der Welt gewiss schon genug Kriege und unnötiges Töten gegeben.

In der Sprache des 21. Jahrhunderts besteht templerisches Christentum im Wesentlichen in der Erkenntnis, dass Menschen, wenn sie sich wirklich bemühen, *in Frieden leben und anständig miteinander umgehen können*. Es liegt an uns, dass wir dieser Erkenntnis gemäß *tatsächlich so leben*. Wir wollen darum beten, dass unser Wille stark genug ist, unser Bemühen nicht erlahmen zu lassen. Wenn wir es schaffen,

können wir vielleicht zu einem Beispiel für andere werden.

Wäre es nicht wundervoll, wenn ein solches templerisches Beispiel eine Wirkung haben könnte wie die Hefe im Teig und *in die Welt heinein* wirkte? Wir arbeiten gern mit jedem zusammen, der ernsthaft auf diese Weise zu leben versucht. Möge Gottes Segen auf uns ruhen und uns alle Frieden, Zufriedenheit und wahren göttlichen Geist geben in allem, was wir tun.

Aus einer Festansprache des Gebietsleiters der TSA Dr. Rolf Beilharz anlässlich der Eröffnung der neuen Gemeindegemeinde in Bayswater, Australien, am 10. November 2002

ZUM JAHR DER BIBEL

Seine Gnade währet ewig

Psalm 100 und der zeitlose Grund zur Dankbarkeit

Der 100. Psalm, der einst – wahrscheinlich vor der Zerstörung des Tempels und dem Exil – Teil eines Dankgottesdienstes war, ist ein großartiger Ausdruck für das Verhältnis des alten Israel zu seinem Gott. Und er ist zugleich ein Beispiel, wie ein religiöses Lied, das eine längst vergangene konkrete Situation spiegelt, zugleich in seinen Grundaussagen zeitlos ist und uns immer noch angeht.

Er ist ein einziger Dank- und Jubelruf. Es ist nicht, wie in vielen anderen Psalmen, ein Dank für Hilfe und Errettung des Einzelnen oder des Volkes, für Ernte oder Sieg. Es wird nur ein einziger Grund genannt: »Der Herr ist Gott! Er hat uns gemacht und nicht wir selbst.« Und das schließt alles ein: Dank dafür, dass Schöpfung und – als ein Teil davon – der Mensch da sind in all ihrer Vielfalt, dass sie lebendig sind und sich entwickeln; dass Gott alles geschaffen hat und lenkt – auch wenn wir sein Lenken oft nicht sehen und verstehen können.

Es wird nicht gesagt, dass die Schöpfung gut sei. Vielleicht, weil das für den Psalmisten selbstverständlich war. Auch er wusste, dass Tod und Leiden zu dieser Schöpfung und zum Menschsein gehören. Aber darum geht es ihm nicht. Sein Dank gilt dem *gesamten* Wirken Gottes – und ein menschlicher Maßstab, was daran gut oder schlecht sei, wäre anmaßend.

Unsere Sprache hat einen sehr schönen Ausdruck dafür: wir verdanken Gott *all unser Sein* – das der Welt und unser eigenes. Das ist Grund genug, dankbar zu sein – für die Welt mit all ihrem Reichtum und ihren Problemen, mit all ihrer Schönheit und ihren Widersprüchen; für unser eigenes Sein und das aller Menschen um uns herum, von denen jeder unser Leben reicher macht – wenn er uns hilft *und* wenn er uns Schwierigkeiten macht.

Was bedeutet aber ein so allgemeiner Dank? Die Antwort des Psalmisten ist: *»Dienet dem Herrn in Freuden!«* »Dem Herrn dienen« heißt in der ganzen Bibel, von Mose über die Propheten bis zu Jesus: Haltet seine Gebote! Nicht die über 600 Einzelvorschriften, die erst viel später formuliert wurden, sondern das *eine*, grundlegende, in dem Jesus alle zusammenfasst: *Liebe deinen Nächsten* – auch den Fremden, auch deinen Gegner – *wie dich selbst*: achte ihn, nimm ihn ernst. Und: *Tue es mit Freuden*. Das scheint uns etwas viel verlangt, zumindest manchmal. Vielleicht lässt es sich in moderne, nüchterne Sprache so übersetzen: Tue es nicht als lästige Pflicht, sondern aus Überzeugung, aus Dankbarkeit oder, noch nüchterner, aus der Erkenntnis, dass nur so ein gedeihliches Zusammenleben der Menschen möglich wird.

Der Psalmist nennt noch ein Zweites: *»Geht zu seinen Toren ein mit Danken, zu seinen Vorhöfen mit Loben«*. Die Tore und Vorhöfe sind der Tempel – der Teil davon, der für die Allgemeinheit zugänglich war; der Psalm wurde beim Einzug in den Tempel gesungen. Einen Tempel mit Toren und Vorhöfen haben wir nicht, aber das, was damit gemeint ist, gilt auch für uns: Kommt zusammen, um *gemeinsam* an Gott zu denken, euch gegenwärtig zu machen, wie viel Grund zum Danken wir haben.

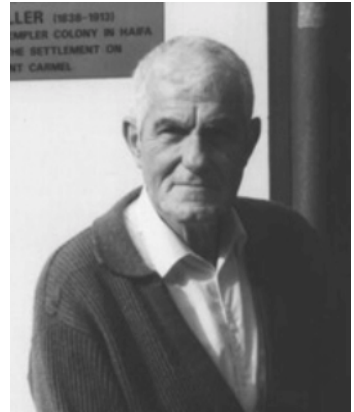
Der Psalm schließt mit einer letzten, umfassenden Begründung für den Dank: *»Denn der Herr ist freundlich, und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit«* – genauer übersetzt: seine Treue – *»währet für und für.«* Das heißt nicht, dass Gott jedem Einzelnen nur Gutes widerfahren lässt, sondern dass er immer *gegenwärtig* ist, dass wir darauf vertrauen dürfen, dass er unser Leben führt – auch dann, wenn wir es in dunklen Stunden nicht erkennen können. Und dafür wollen wir dankbar sein. *Br. Hoffmann*

Wir haben ihm viel zu verdanken

Zum Tod Alex Carmels am 18. Dezember

Er stand in seinem 72. Lebensjahr, einem Alter, in dem sich Akademiker im allgemeinen schon längst von ihrer beruflichen Arbeit zurückgezogen haben. Nicht so Alex Carmel. Wer ihn kannte, konnte sich ihn ohne seine emsige Forschungstätigkeit, seine Vortragsreisen und seine vielen Buch- und Presse-Veröffentlichungen wahrscheinlich nicht vorstellen. Wir bei der TGD in Stuttgart, die wir ihm immer wieder bei seinen Kurzbesuchen begegnet sind, haben ihn auch in den letzten Jahren noch in seiner lebendigen und mit immer neuen Plänen und Ideen aufwartenden Art erlebt, so als ob seine »Ära« nie zu Ende gehen könnte. Nun ist sie doch zu Ende gegangen. Sein plötzlicher Tod hat uns sehr berührt. Wir haben einen guten Freund verloren, um den wir mit seiner Familie trauern.

Über 40 Jahre ist es jetzt her, dass eines Tages ein junger Historiker aus Haifa sich bei Ludwig Beilharz, dem damaligen Geschäftsführer der Tempelgesellschaft in Deutschland, nach geschichtlichen Quellen der Palästina-Templer erkundigte. Wir waren damals durch das schwer belastete Verhältnis zwischen Deutschen und Juden noch sehr zurückhaltend in einer Annäherung an Israelis. Unter den Templern war noch die Verbitterung darüber spürbar, dass der Staat Israel ihnen ihre Heimat genommen hatte. So war es nicht verwunderlich, dass dem jun-



gen Historiker keine allzu großen Sympathien entgegenschlugen. Doch Ludwig Beilharz musste wohl die besonderen Fähigkeiten dieses Mannes erkannt haben, denn er gab ihm jegliche Hilfestellung, die er brauchte.

Es kam zu einem immer enger werdenden freundschaftlichen Verhältnis, in das bald auch Jon Hoffmann und Hans Lange einbezogen wurden. Alex Carmel sprach mit ihnen über seine Pläne, die Siedlungsgeschichte der Templer in Palästina in allen Einzelheiten aufzuarbeiten und zu veröffentlichen. Er hatte den Vorteil, dass er die deutsche Sprache gut beherrschte, da er in Berlin aufgewachsen und erst kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mit seinen Eltern nach Palästina emigriert war.

Damit war das Eis gebrochen, denn wenn die Templer nicht mehr in ihre Kolonien zurückkehren konnten, so war

es doch ihr sehnlichster Wunsch, dass diese Epoche ihres Schaffens und Wirkens nicht der Vergessenheit anheim fallen sollte. Eine Tempelgeschichte gab es zwar schon, von Friedrich Lange verfasst, aber sie endet mit dem Tod von Christoph Hoffmann, also 1885. Da waren seit der ersten Koloniegründung erst 16 Jahre vergangen, und die Tempeler waren doch immerhin 80 Jahre lang im Land gewesen. Die Geschichtsschreibung Carmels wollte sich nun mit ganzen 50 Jahren dieser Siedlungsbewegung, also einem halben Jahrhundert, befassen.

»Die Siedlungen der württembergischen Tempeler in Palästina 1868-1918« wurde von Alex Carmel als Dissertation an der Hebräischen Universität in Jerusalem eingereicht und 1970 in hebräisch veröffentlicht. 1973 gelang es ihm, in Stuttgart eine deutschsprachige Ausgabe erscheinen zu lassen, die wegen großer Nachfrage 1997 ihre zweite und 2000 ihre dritte Auflage erlebte. Damit war Dr. Carmel zu einem anerkannten Fachmann der Landesentwicklung Palästinas im 19. Jahrhundert geworden. Die gegenseitigen Kontakte zwischen ihm und den führenden Templern verstärkten sich, und in die Begegnungen wurden nach und nach auch die Familienangehörigen auf beiden Seiten einbezogen. Eine für beide Seiten höchst fruchtbare Arbeitsperiode hatte ihren Anfang genommen: Carmel konnte im Templerarchiv wertvolle Informationsquellen finden (er bezeichnete die Zeitschriften-Bände der »Warte« einmal als

die »umfassendste und zuverlässigste Quelle« seiner Forschungsarbeit), während die Tempeler auf der anderen Seite durch seine Tätigkeit mit ihrer Siedlungsgeschichte in der Öffentlichkeit immer bekannter wurden (bekannter wohl, als sie es während ihrer Palästina-Zeit jemals gewesen waren).

Die Kenntnisse, über die Alex Carmel durch seine Arbeit an der Tempelgeschichte nun verfügte, reizte ihn, den Blick auf andere »Palästina-Pioniere« zu werfen, die die Entwicklung des Landes mitbestimmt hatten. Da das 19. Jahrhundert im Orient stark von der Arbeit der christlichen Missionare geprägt war, kam ihm der Gedanke, die Wirksamkeit der Christen in Palästina insgesamt zu erforschen. Berichte darüber gab es nur bruchstückhaft, warum also nicht eine Fachabteilung der Universität seiner Heimatstadt Haifa, an der er seit 1968 lehrte, mit dieser Aufgabe ausstatten? Doch hier musste er gegen harten Widerstand und viele Vorurteile leitender Universitätsvertreter ankämpfen. Es kennzeichnet seine Weitsicht und sein beharrliches Wesen, wenn er damals nicht aufgab, sondern immer wieder auf die Wichtigkeit dieses Zieles für das Selbstverständnis des neuen Staates Israel hinwies.

Zunächst machte er bei uns durch weitere deutschsprachige Buchveröffentlichungen auf sich aufmerksam; seine wichtigsten Arbeiten von damals sind: »Geschichte Haifas in der türkischen Zeit«, Wiesbaden 1975; »Palästina-Chronik 1853-82«, Ulm 1978; »Chri-

sten als Pioniere im Heiligen Land«, Basel 1981; »Palästina-Chronik 1883-1914«, Ulm 1983. Dann gelang ihm 1987 an der Universität in Haifa gegen alle Widerstände die Gründung eines Lehrstuhls mit Institut »zur Erforschung des christlichen Beitrags zum Wiederaufbau Palästinas im 19. Jahrhundert«, dem er den Namen des Templer-Pioniers aus Haifa Gottlieb Schumacher gab. Mit Hilfe von Sponsoren aus Deutschland konnte er das alte Gartenhaus des ehemaligen deutschen Vizekonsuls Friedrich Keller auf dem Berg Karmel wiederinstandsetzen und zum Institutsgebäude machen. Mit dieser Einrichtung, die 1993 feierlich eröffnet wurde, hat er seiner Lebensarbeit Zukunftsmöglichkeiten geschaffen, die weit über sein eigenes Leben hinaus weisen.

Durch Vortragsveranstaltungen und Gastprofessuren an den verschiedensten Orten Europas wurde Professor Carmel immer bekannter (er erhielt 1993 das deutsche Bundesverdienstkreuz und 1998 die Humboldt-Medaille, Ende 2001 wurde ihm von der Universität Basel die Ehrendoktor-Würde verliehen). Sein Wort hatte jetzt auch in Israel Gewicht. Während die frühere Anwesenheit deutscher Siedler von örtlichen Reiseleitern lange Zeit geflüssentlich verschwiegen worden war, wurde jetzt, vor allem in Haifa, damit »Staat gemacht«. Der Stadtplan enthielt wieder die Bezeichnung »German Colony«, Informationstafeln über die Geschichte der Tempelkolonie wurden aufgestellt. Durch jahrelange Bemü-

hungen konnte bei der Stadtverwaltung erreicht werden, dass keine alten Siedlerhäuser mehr abgerissen, sondern stattdessen eine Restaurierung der »Häuser mit den roten Ziegeldächern« in Angriff genommen wurde. An was wir alle nicht mehr geglaubt hatten, geschah: das alte Gemeindehaus in Haifa, das allererste Haus, das die Templer im Heiligen Land errichtet hatten und das nach dem Krieg so viele Jahre lang als ausgebrannte Ruine dastand, wurde zu einem schmucken Stadtmuseum wiederaufgebaut und beherbergte im letzten Jahr eine Ausstellung über den »Friedlichen Kreuzzug der Christen im 19. Jahrhundert«.

Durch eine beharrliche Informationspolitik in Vorträgen, Presseberichten und Fernsehsendungen in Israel verursachte Professor Carmel bei vielen Landesbewohnern ein Umdenken in historischer Hinsicht. Die Zahl der Anfragen nach geschichtlichen Informationen, die bei den Archiven von TSA und TGD aus Israel eingehen, ist in den Jahren ständig gewachsen. Der Gedanke der Bewahrung geschichtlicher Stätten in Israel greift erfreulich um sich. Wir Templer dürfen es als Befriedigung empfinden, dass die Mühsal und Opferbereitschaft der Vorangegangenen, ihre Errungenschaften und Leistungen nicht nur in unserer eigenen Erinnerung bewahrt, sondern nun auch von vielen Außenstehenden gewürdigt werden. Das hat im Wesentlichen Alex Carmel mit seinem Lebenswerk bewirkt, und dafür haben wir ihm sehr zu danken.

Dass die von ihm ins Auge gefassten Ziele auch nach seinem Tod weiter verfolgt werden, vor allem natürlich durch seine Mitarbeiter, den Direktor des »Keller-Hauses« Dr. Yaron Perry sowie den bei uns schon gut bekannten Dr. Jakob Eisler, das bleibt unser aller

Wunsch, und ebenso, dass trotz der belastenden Vergangenheit ein unbefangenes freundschaftliches Verhältnis zwischen Templern und Israelis einkehren möge, wie das ja weitgehend jetzt schon der Fall ist.

Peter Lange, Tempelvorsteher

WASSER – DAS URELEMENT DES LEBENS

Eine erstaunliche Flüssigkeit

Nach den Überlegungen so mancher Naturwissenschaftler erhebt sich als Ergebnis ihrer Forschung die Frage, inwiefern durch die strukturellen Möglichkeiten der Materie eine Zielrichtung der Naturgeschichte zu vermuten ist. Es wird gefragt, ob das Werden der Organismen wohl »programmiert« sei.

mit ganz besonderen Eigenschaften ausgestattet, die für das Leben auf der Erde von beachtlicher Bedeutung sind. Der russische Wissenschaftler Chwostikow schreibt in einem Aufsatz: »Erstaunlich ist die Vielseitigkeit des Wassers. Wasser ist eine Substanz, die unter Millionen anderen einen besonde-

Mit dem Beitrag »Eine erstaunliche Flüssigkeit« beginnt in diesem Heft die Artikelreihe »WASSER – DAS URELEMENT DES LEBENS«. In ihr wollen wir auf die Bedeutung des Wassers als dem wichtigsten »Lebensmittel« hinweisen und dem Leser bewusst machen, welche Probleme mit der Beschaffung und Verteilung des Wassers einhergehen und wie wichtig es ist, mit diesem Rohstoff sorgsam umzugehen. Der hier vorliegende Beitrag will auf die besonderen Eigenschaften des Wassers aufmerksam machen, die es ermöglichen, dass auf der Erde Leben entstehen und sich behaupten konnte. Dabei stellt der Autor die Frage, ob dies alles nur »zufällig« so ist oder ob ein waltender Geist dahinter steht.

ren Platz einnimmt; denn fast alle physikalischen und chemischen Eigenschaften des Wassers sind in der Natur eine Ausnahme und etwas Ungewöhnliches.«

Die auffälligste »Anormalität« ist die, dass das Wasser seine größte Dichte bei plus 4 Grad Celsius erreicht. Sonst pfl-

Da die religiöse Naturbetrachtung sich seit jeher besonders gerne an den konkreten Einzelheiten erfreut, sei hier die *Sonderstellung des Wassers in der Natur* für das Leben dargestellt. Das Wasser ist wirklich in vielerlei Hinsicht

gen sich die Stoffe bei Erwärmung ausdehnen und bei Abkühlung zusammenziehen. Beim Wasser ist das anders, bei der Abkühlung von 8 auf 7, von 7 auf 6, von 5 auf 4 Grad zieht es sich ebenfalls zusammen, aber bei der

weiteren Abkühlung auf 3,2 Grad usw. dehnt es sich wieder aus, und beim Gefrieren dehnt es sich sogar um ein Elftel seines Volumens aus, wie jeder Autofahrer, der sein Kühlwasser nicht rechtzeitig mit Glysantin versetzt hat, schmerzlich erfahren kann.

Diese Sonderstellung des Wassers ist für das Leben auf der Erde von allergrößter Bedeutung. Zunächst einmal ist die Sprengkraft, die das Wasser beim Gefrieren ausübt, für die Verwitterung des Gesteins und damit für die Entstehung eines für Pflanzen brauchbaren Bodens wesentlich. Noch wichtiger ist diese Eigenschaft der größten Dichte bei plus 4 Grad und die beachtliche Ausdehnung des Volumens beim Gefrieren im Hinblick darauf, dass wir deshalb am Grunde der Gewässer Wasser von etwa 4 Grad und eine darüber schwimmende Eisdecke haben: »Sollte das Wasser plötzlich diese außerordentliche Eigenschaft einbüßen, dann würde das Eis, das sich im Winter auf Seen und Flüssen bildet, sinken, und die Gewässer würden bis auf den Grund gefrieren. Die sommerliche Sonne wäre nicht imstande, diese Eismassen zu schmelzen. Die Wärme der Sonne würde, von der weißen Oberfläche der eingefrorenen Gewässer und verschneiten Felder reflektiert, in den Weltraum zurückströmen. Es würde eine Vergletscherung einsetzen, und letzten Endes würde sich die Erde in eine Eiswüste verwandeln. Das ist die Anomalie des Wassers. Ihr verdanken wir das Leben« (V. Rybin). So aber ist

die Tier- und Pflanzenwelt unter der Eisdecke geschützt und kann ohne Schaden überwintern.

Eine weitere Besonderheit des Wassers ist seine *außergewöhnlich hohe spezifische Wärme und Verdampfungswärme*. Um ein Gramm Wasser zu verdampfen, benötigen wir 539 Kalorien. Bei der Kondensation zu Wolken oder Tau werden sie als Kondensationswärme wieder frei. Außerdem hat das Wasser auch eine *sehr hohe Schmelzwärme*. Um ein Gramm Eis von Null Grad in Wasser von Null Grad zu überführen, benötigen wir 80 Kalorien – also dieselbe Wärmemenge, mit der wir das Wasser von 0 Grad auf 80 Grad erhitzen könnten –, die beim umgekehrten Prozess, dem Gefrieren, wieder als Erstarungswärme freigesetzt werden. Die Kondensationswärme von einem Kilogramm Wasserdampf kann 170 Kubikmeter Luft um 10 Grad erwärmen. Tau und Reif wirken so als Notbremsen der Natur, fangen den für das Leben bedrohlichen nächtlichen Temperatursturz in erheblichem Maße ab.

Weiterhin hat das Wasser von allen Stoffen *fast die höchste Dielektrizitätskonstante*, die es zum idealen Lösungsmittel macht, was Pflanze und Tier sich zunutze gemacht haben. Kein anderes Lösungsmittel kann mit dem Wasser in Bezug auf die Verschiedenheit der Substanzen, die es auflösen kann, oder in Bezug auf die Mengen, die es in Lösung halten kann, verglichen werden. Es ist dies eine besondere Eignung des Wassers, die keinen Zweifel zulässt.

Das Wasser hat auch unter allen gewöhnlichen Flüssigkeiten die *größte Oberflächenspannung*, was deshalb von Bedeutung ist, weil die Oberflächenspannung und die Dichte die Höhe bestimmen, bis zu welcher eine Flüssigkeit in einem Kapillarsystem aufsteigen kann. Dass sich die Pflanzen dies zunutze gemacht haben, ist allgemein bekannt, dagegen wird nicht immer daran gedacht, dass auch das Aufsteigen des Wassers im Erdboden hierdurch begünstigt wird. In den Kapillaren der Pflanzen vergrößert das Wasser seine Viskosität bis auf das Fünfzehnfache, weshalb zum Beispiel Schneeglöckchen trotz Frostes nicht erfrieren.

Zu Recht schreibt Anselm Schaller: »Die Häufung dieser Höchstwerte – höchste spezifische Wärme, höchste Schmelzwärme, höchste Verdampfungswärme, höchste Dielektrizitätskonstante –, vereinigt in einem Stoff, der doch »nur« unser gewöhnliches Wasser ist, muss zur Besinnung anregen.« Und er fährt fort: »Dabei müssen wir uns vergegenwärtigen, dass der Schnee die Kette dieser erstaunlichen Eigenschaften noch verlängert. Wie wenig Menschen haben sich je überlegt, warum der Schnee weiß ist? Ein Körper ist weiß, wenn er alle auf ihn fallenden Lichtstrahlen reflektiert, er erscheint schwarz, wenn er alles Licht aufnimmt. Weißer Schnee wirft alle Strahlen zurück und bleibt darum selbst bei intensivem Sonnenlicht liegen. Jeder Skifahrer kennt die Stärke dieser Rückstrahlung und sucht sich

dagegen zu schützen. Weiß erscheint der Schnee aber wegen der eingeschlossenen Luft. Die Lufteinschlüsse sind es, die wegen ihres geringen Wärmeleitungsvermögens den Schnee zum schützenden Mantel für alles darunter schlummernde pflanzliche und tierische Leben machen. Wunderbar fügt sich so eines ins andere, und dabei erscheint alles so einfach, so göttlich einfach.«

»Woran liegt es, dass das Wasser alle diese außergewöhnlichen Eigenschaften aufweist? Darauf gibt es eine zweifache Antwort. Die eine gibt die Wissenschaft, die auf eine eigenartige Verkettung von Wasserstoffatomen innerhalb der Wassermoleküle hinweist. Die zweite aber dürfte eindeutig in der weisen und vorausschauenden Planung des Schöpfers zu finden sein. Er hatte den Wunsch, dass sowohl auf dem Erdboden als auch in den Meerestiefen eine Fülle von Leben entstehen sollte. Deshalb hat er schon bei der Erschaffung die dazu notwendigen Bedingungen berücksichtigt. An keiner anderen Stelle innerhalb des gesamten Universums sind diese Vorbedingungen so augenscheinlich wie bei den so ganz aus dem Rahmen fallenden Eigenschaften des Wassers. Sehr wahrscheinlich wollte Gott uns damit sogar einen Hinweis auf sein Dasein geben« (Erich Hitzbleck in »Wunder der Schöpfung«).

Aus: »Ja zum modernen Weltbild – Naturerkenntnisse im Lichte des Glaubens« von Hans-Hinrich Janssen, Union Verlag Berlin 1987